

Heimatlos unter Feinden ...

Das Schicksal der verfolgten Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa von 1944 bis 1951

Band IX/18

Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie

Vertreibung aus dem Kreis Landeshut im Mai 1946

Erlebnisbericht des Pfarrers Wilhelm S. aus Rudelstadt, Kreis Landeshut in Niederschlesien (x002/810-811): >>In den Tagen vom 9. bis 11. Mai häuften sich die Gerüchte über eine Evakuierung der Deutschen aus Schlesien. Das Glatzer Land und das Waldenburger Land wurden zuerst genannt. Bestätigungen der Gerüchte blieben jedoch aus; man wußte nicht, was wahr und was falsch war. Man konnte sich überhaupt keine Vorstellung davon machen, daß wir die Heimat verlassen müßten. Aber nur zu bald wurde es bitterer Ernst. ...

Am 14. Mai erschienen Anschläge an der Tafel bei der Kirchbrücke, daß in den nächsten Tagen die Evakuierung auch unseres Ortes vor sich gehen würde, und es war angegeben, was jeder mitnehmen durfte. Wir wollten es noch immer nicht glauben, sondern meinten, die Polen wollten die Deutschen nur wieder mal in Angst versetzen. ...

Am 16. Mai 1946 verlautete es, daß noch mehr Rudelstädter fort müßten, weil noch ... (einige) Evakuierte für den nächsten Transport fehlten. ... Kurz vor 9.00 Uhr kamen 2 Polen und erklärten, wir müßten binnen einer Stunde zum Abtransport bei der Schule sein. Die Berufung auf die Bescheinigung des Starosten nützte nichts; man wollte mich, wie mir ein polnischer Förster sagte, loswerden. Offenbar weil ich (als Pastor) zu viel Einfluß auf die Gemeinde ausübte. Es blieb nichts übrig, als die letzten Vorkehrungen zu treffen.

Viel Zeit zum Überlegen war nicht gegeben, und dabei ist natürlich vieles Wichtige übersehen worden. Ich hatte nicht nur an mich zu denken, sondern auch an die Alten und Kranken, für die niemand mehr sorgen konnte. Ich ließ sie alle im Pfarrhaus zusammenlegen; sie mußten unter der Obhut der beiden Hospitalschwestern zurückbleiben. Angeblich bestand bei den Polen die Absicht, sie bald mittels Krankentransporte fortzubringen. Es dauerte aber noch sehr lange, bis dies geschah.

Wir waren ca. 40 Menschen, die am 16. Mai abgefahren wurden. ... Etwa 100 blieben in Rudelstadt zurück, weil sie von den Polen zur Arbeit gebraucht wurden. Im Lager Zieder bei Landeshut trafen wir einen großen Teil der am Tage zuvor Ausgetriebenen an, verbrachten die Nacht im Lager und wurden erst am nächsten Abend verladen und aus der Heimat fortgebracht. Ich wurde zum Transportführer bestimmt und hatte somit die Verantwortung für 1.891 Menschen, die in 54 Güterwagen in die Fremde geschafft wurden. Die Fahrt dauerte 6 Tage und 5 Nächte und vollzog sich mit mehreren Kontrollunterbrechungen ziemlich glatt. ... Was diese Ausreise aus der Heimat für uns bedeutete, können wohl nur solche ermessen, die das gleiche Schicksal erlebt haben.<<

Vertreibung aus dem Kreis Breslau-Land im Juli 1946

Erlebnisbericht des Pfarrers W. B. aus dem Kreis Breslau-Land in Schlesien (x002/817-820): >>Im Februar 1946 erreichte uns das Gerücht, daß eine große Evakuierung aus der Grafschaft Glatz nach dem Westen Deutschlands stattfinden sollte und daß einige davon aus Westfalen nach Hause geschrieben hätten.

Inzwischen war eine langsame und seltene Postzustellung in Gang gekommen. Vorher mußten Briefe aus der Heimat, besonders solche, die Suchanträge enthielten, zu Fuß nach Breslau gebracht und dort heimlich durch besondere Vertrauenspersonen kirchlicher Stellen ins Reich

befördert werden.

Aber die wenigsten glaubten an die Wahrheit solcher Gerüchte. Immer wieder klammerte man sich an die Hoffnung, daß die Polen bald wieder abrücken und die alte Ordnung wieder hergestellt würde. Wie es im Reich aussah und erging, erfuhr fast niemand. ...

Im April hörten wir von der Räumung der Nachbarkreise Frankenstein und Reichenbach, in denen Verwandte unserer Gemeindemitglieder betroffen waren, und man mußte an den Ernst der Lage glauben. Ja, es entstand bei vielen sogar das Verlangen, dieses unerträglich gewordene Leben verlassen zu dürfen. Wir waren in der Heimat gleichsam zu Fremden gemacht worden.

Im Juli 1946 erschienen rote Plakate mit Richtlinien über die Evakuierung. ... (Die polnische) Bekanntmachung lautete: "Auf Grund der interalliierten Kontrollkommission in Deutschland wird in den nächsten Tagen mit der Repatriierung der deutschen Bevölkerung Niederschlesiens nach der englischen Okkupationszone begonnen. Die Transporte werden mit der polnischen Eisenbahn direkt zur englischen Okkupationszone geleitet.

Damit der Transport der deutschen Bevölkerung reibungslos und bequem vorgenommen werden kann, werden Sammelpunkte eingerichtet, um von diesen aus dann die Einwaggonierung vornehmen zu können. Zu jedem Eisenbahnzug sind 2 Eisenbahnwagen für sanitäre Zwecke vorgesehen. Jeder Zug wird durch eine polnische Militärabteilung gesichert. Die Teilnehmer der Fahrt dürfen mitnehmen außer der Bekleidung, die sie selbst tragen, auch Gepäckstücke, die jeder persönlich tragen kann, wobei Lebensmittel inbegriffen sind.

Da Lebensmittel unterwegs nicht zu haben sein dürften, wird empfohlen, sich für ungefähr 4 Tage mit Lebensmitteln einzudecken. Handwagen jeder Art können nicht mitgenommen werden, um den Teilnehmern eine möglichst bequeme Fahrt zu verschaffen. Schmuck- und Wertgegenstände normalen eigenen Bedarfs, Urkunden und eigene Dokumente sowie deutsches Geld kann mitgenommen werden. Dagegen sind von der Mitnahme ausgeschlossen: Andere Valuten, Wertpapiere, Kunstgegenstände.

Eine Gepäckkontrolle kann nur an den Sammelpunkten und nur bei Tageslicht vorgenommen werden. Jede Beschädigung wie auch Vernichtung und Aneignung des hinterlassenen Vermögens wie auch der Versuch, das zugelassene Ausreisegut abzunehmen, wird standrechtlich bestraft. Die deutsche Bevölkerung wird dringend im eigenen Interesse ersucht, während der Repatriierung stets Ruhe und Ordnung zu bewahren."

Nun begann man von der sowieso schon geringen Habe das Allernotwendigste zusammenzupacken, denn der Befehl zum Abtransport konnte ganz plötzlich erfolgen. Jeder wollte erfahren, ob er unter den zuerst Ausgewiesenen sein würde, aber die Liste wurde vom polnischen Bürgermeister geheimgehalten. Der Ortspfarrer stellte seinen Antrag auf Zurückstellung von der Evakuierung, bis der Großteil der Gemeinde abtransportiert sei. Es erwies sich aber, daß dieser Antrag nicht genehmigt wurde, denn er wurde mit den Seinigen sofort mit der ersten, etwa 100 Seelen zählenden Gruppe des Kirchdorfes ausgewiesen.

Am 15. Juli 1946 erfolgte plötzlich durch einen Boten, der von Haus zu Haus ging, die Bekanntmachung der Evakuierung. ... Hatte sich auch so mancher mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Heimat bald verlassen zu müssen, ja, sich in die Freiheit aus der Knechtschaft herausgesehnt, so traf diese Mitteilung doch alle wie ein harter Schlag, und viele Tränen wurden geweint. 24 Stunden Frist bis zum Abmarsch wurden gewährt.

Noch einmal wurde das Gepäck geordnet und geprüft, Wertvolles darin sorgfältig versteckt. Noch einmal wurde stiller Abschied genommen von Haus und Hof, Garten und Feld, auch von lieben Gräbern. Einige vergruben noch ein paar Besitztümer, in der Hoffnung, sie später wieder aus ihrem Versteck holen zu können.

Auch der Pfarrer hat 2 große silberne Abendmahlskelche ... im Pfarrgarten versteckt, da er sie nicht mitnehmen konnte. Schweren Herzens nahm er Abschied von seiner Kirchenruine, der

Stätte seines 31jährigen Wirkens. Er nahm Abschied von seinem Pfarrhaus, von seinem Garten und von seinen 30 dicken Bänden Kirchenbüchern, die von 1602 an lückenlos bis zur Gegenwart reichten. ... Sie waren ihm eine Fundgrube für die alte Geschichte seiner Gemeinde gewesen. Er empfahl sie mit einem angehefteten Zettel dem Wohlwollen derer, die sie in Besitz nehmen würden.

Was aus diesem unersetzlichen Schatz geworden ist, hat sich bis heute nicht ermitteln lassen. ... Übrigens waren auch die evangelischen Kirchen der Nachbargemeinden mehr oder weniger zerstört. Der evangelische Friedhof von W. soll eingeebnet worden sein. ...

Am 16. Juli 1946, früh um 7.00 Uhr, versammelte sich die 100köpfige Schar ... mit ihrem Reisegepäck auf dem Platz in der Mitte des Dorfes. Manche führten mehrere Zentner, andere wieder nur das allernötigste Gepäck mit sich. Viele besaßen Handwagen. Das übrige Gepäck wurde auf Ernte- und Lastwagen geladen, die von Polen gestellt wurden. Da diese Wagen nicht ausreichten, ließen die Polen nach längerem Zögern noch einige Wagen holen. Auch die Alten und Schwachen durften auf den Wagen Platz nehmen. Polnische Milizsoldaten beaufsichtigten die Menge und begleiteten sie auf dem Marsch. Von irgendwelchen Ausschreitungen gegen die Ausziehenden ist nichts bekannt geworden. Sie waren im Gegenteil ein Schutz vor etwaigen Plünderungen durch polnische Zivilisten. ...

Zu den Ausgewiesenen unseres Dorfes gesellten sich noch viele andere aus den Dörfern des Kirchspiels. Einigen hatte man keine Pferdegespanne gestellt, so daß sie ihr Gepäck den 16 km langen Weg bis zur Bahnstation nur auf Handwagen fahren oder ihr Gepäck tragen mußten.

Viele der zurückbleibenden Dorfgenossen umstanden die Gruppe der Auswanderer und nahmen bewegt Abschied von ihnen.

Schweigend setzte sich der Zug um 7.30 Uhr in Bewegung. Es war ein herrlicher Sommertag, und die Heimat mit ihren Fluren und dem nahen Wahrzeichen Schlesiens, dem hochragenden Zobten (Berg im Zobtengebirge: 718 m Höhe), zeigte sich noch einmal in ihrer ganzen Schönheit. In den Dörfern, die der Zug (der Vertriebenen) ... passierte, standen die Gemeindeglieder und Heimatgenossen an den Straßen und grüßten die Ausziehenden. ... Manchmal sang die an der Spitze marschierende Jugend ein Wanderlied. ...

An der Bahnstrecke Breslau - Görlitz ... stießen noch andere Vertriebene hinzu. Unsere Hoffnung, auf baldigen Abtransport, erfüllte sich nicht, denn die 1.500 Menschen wurden für 2 Tage und Nächte in den Gebäuden der Stadtbrauerei untergebracht, in denen sie sich in drangvoll fürchterlicher Enge eine Unterkunft herrichten mußten. Hygienische Einrichtungen waren nicht vorhanden. Die Verpflegung mußte jeder aus dem eigenen Vorrat bestreiten. ...

Endlich kam der Tag der Kontrolle. Vormittags hatten sich viele Hunderte mit ihrem Gepäck im großen Brauereihof aufzustellen, ... von denen die Letzten erst um 7.00 Uhr abends bei der Kontrolle an die Reihe kamen. Eine sengende Hitze brütete den ganzen Tag über dem Hofe. ... Diese Kontrolle war nichts anderes als eine unter dem Schein des Rechts vorgenommene Ausplünderung, die vielen der Unsrigen große Verluste ihrer letzten Habe kostete.

Kleidung, Wäsche, Schuhwerk, Betten, Urkunden, Sparkassenbücher, Barmittel, alles wurde weggenommen, soweit es den Kontrolleuren gefiel. Es ging dabei ganz willkürlich zu; etliche behielten alles, darunter auch der Ortspfarrer, der aber sehr wenig mit sich führte, weil er nur wenig bei der ersten Evakuierung in die Grafschaft Glatz mitgenommen und in seinem zerstörten Pfarrhaus nichts mehr vorgefunden hatte.

Die bereits Kontrollierten lagerten auf einer ... Wiese, bis die Kontrolle um 7.00 Uhr abends zu Ende war. Gespanne fuhren das Gepäck alsdann für teure Bezahlung zum weit entfernt liegenden Bahnhof, wo die Nacht im Freien verbracht werden mußte. ...

Ein durchdringender starker Gewitterregen durchnäßte bis zum Morgen ... Menschen und Gepäck, bis endlich der aus vielen Viehwagen bestehende Transportzug anrollte, in dessen Wag-

gons sich die etwa 1.500 Menschen zählende Menge mühsam einrichtete.

Die Fahrt verlief über Breslau, dessen Ruinen traurig stimmten, Liegnitz, Sagan, Sorau nach Kohlfurt, der Grenzstation, wo die erste Entlausung stattfand. - Das sonst sorgfältig bestellte Fruchtländ Mittel- und Niederschlesiens bot meist ein trauriges Bild, große Flächen waren mit Unkraut bedeckt. Man sah nur wenige Menschen bei der Feldarbeit; ab und zu weidete man eine Kuh, die an einem Strick geführt wurde.

Als der Zug die Lausitzer Neiße passierte, verspürten alle ein großes Aufatmen; die polnische Knechtschaft lag hinter ihnen.<<

Vertreibung aus dem Kreis Strehlen im August 1946

Erlebnisbericht des Pfarrers F. B. aus dem Kreis Strehlen in Niederschlesien (x002/828-830):

>>Eine Kreisstadt nach der anderen wurde von der Ausweisung ... getroffen. Schon schlug es da und dort um Strehlen herum ein. Der Kreis Reichenbach kam in der Mitte des Monats April 1946 an die Reihe. Noch immer war der Strehleener Kreis von der Ausweisung verschont geblieben. Die Gemüter wurden von Hoffen und Bangen hin- und hergerissen.

Schwer war es für uns alle, fast von der ganzen Außenwelt abgeschnitten zu sein. ... Weil es keine Zeitung gab und weil wir Deutschen kein Rundfunkgerät besitzen durften, gingen in jenen Zeiten mancherlei Gerüchte um, die nicht selten für wahr gehalten wurden. "Die Ausweisung hat aufgehört, aus dem Kreis Strehlen wird niemand ausgewiesen." Oder es hieß: ... "Die Polen müssen raus, die Deutschen bleiben weiterhin ..." So gingen ... Monate ... in großer Ungewißheit dahin. ...

Am 4. August, gegen 22.00 Uhr, wurde es plötzlich bekannt, daß ... die Ausweisung angeordnet worden sei. Wie ich schon bald erfuhr, sollte ich mich mit etlichen Gemeindemitgliedern noch nicht unter den Auszuweisenden befinden. Die anderen, die von der Ausweisung namentlich betroffen wurden, bekamen jedoch einen Schrecken. Die im Pfarrhaus untergebrachte Flüchtlingsfamilie war auch dabei. Die Betroffenen zeigten sich aber bald gefaßt. Die Nacht hindurch wurde gepackt. Grundsätzlich durfte ... niemand mehr als 40 kg Handgepäck mitnehmen ...

Um 9 Uhr vormittags mußten die Ausgewiesenen auf der Dorfstraße zum Aufbruch - zunächst nach der Kreisstadt Strehlen - marschbereit stehen. Es war ein recht warmer Sommertag. Heiß brannte die Sonne vom Himmel hernieder, und der Abschied von der teuren Heimat war für alle Beteiligten überaus schwer. Wer an jenem Vormittag seine Wohnung zum Aufbruch verlassen hatte, durfte sie nicht mehr betreten, wenn er zurückkam, um noch etwas zu holen, was er in seinem Abschiedsschmerz vergessen hatte. Die Wohnung war inzwischen von der polnischen Ausweisungskommission versiegelt und z.T. schon geplündert worden.

Zunächst wollten die Polen alle Ausgewiesenen zu Fuß nach Strehlen wandern lassen. - 10 km weit; dann aber ließen sie sich umstimmen, und besonders die Alten und Gebrechlichen durften auf Wagen zur Kreisstadt fahren. Dort wurden sogleich nach der Ankunft stichprobenweise genaue Gepäckkontrollen, bei manchen Vertriebenen auch Leibesvisitationen vorgenommen. Dabei wurde noch dieses und jenes weggenommen. Als dann der Zeitpunkt der Abfahrt des Zuges gekommen war, nahm er die Heimatlosen auf und fuhr sie nach Westen. Im Kreis Lüneburg fanden sie schließlich ihr jetziges Unterkommen.

Die polnische Ausweisungskommission hatte sich gegen 17.00 Uhr bei mir im Pfarrhaus eingefunden. Der "Wojt" (Amtsvorsteher) ... sagte mir, daß ich morgen ... mit anderen Dorfbewohnern ausgewiesen werde, und verlangte den Kirchenschlüssel zur Besichtigung des evangelischen Gotteshauses. Die altehrwürdige Kirche, die vor ca. 700 Jahren erbaut wurde, gefiel der Kommission recht gut und wurde von ihr sogleich für die Polen beschlagnahmt und abgeschlossen. Mit Gemeindemitgliedern, die ...am Abend zu mir herüberkamen, gedachten wir fürbittend vor Gottes Angesicht unserer lieben Heimat, von der es nun auch für uns galt, in

den nächsten Stunden Abschied zu nehmen.

Ich dankte dem Herrn der Kirche, daß ich so lange noch in der lieben Heimat unter den Restgemeinden hatte amtieren dürfen, war doch im Laufe der Monate und Wochen in Schlesien ein Amtsbruder nach dem anderen mit vielen seiner Gemeindemitglieder ausgewiesen worden. Kurz vor Mitternacht zum 17. August ging ein Gerücht im Dorfe um, eine Ausweisung der Deutschen finde nicht statt. Ich traute solcher Kunde nicht, hielt sie vielmehr für ein Täuschungsmanöver, um die Auszuweisenden vom Fertigmachen ihres Gepäcks abzubringen. ...

Am 17. August 1946 mußte ich selber mit meiner Ehefrau und weiteren Gemeindemitgliedern das Los der Ausweisung ... erfahren.

Als nach kurzem Schlummer der Morgen anbrach, erging gegen 8.30 Uhr der offizielle Ausweisungsbefehl. Auf Listen wurden die Namen der ... (Vertriebenen) bekanntgegeben; sie hatten um 9.00 Uhr marschbereit auf der Dorfstraße nach Strehlen zu stehen.

Da gab es ein schweres Abschiednehmen von den Gemeindemitgliedern, die in geringer Zahl als Landarbeiter in der Heimat zurückbleiben sollten, und dem geliebten Schlesierland, in dem ich 17 Jahre lang meiner Gemeinde als Pfarrstelleninhaber mit dem Wort des Lebens hatte dienen dürfen. Ein Trost war es für mich, daß die beiden Diakonissen, die im Pfarrhaus wohnten, noch eine geraume Zeit zurückbleiben durften; so konnten sie gerade auch die Kranken daheim betreuen und geistlich versorgen.

Noch einmal ein Blick in die ... Zimmer der heimatlichen Wohnung, an die uns soviel freundliche Erinnerungen knüpften, und wir verließen das Haus, die Heimstätte freudigen und treulichen Schaffens jahraus, jahrein! So bitter und schwer uns auch der Abschied wurde, wir zeigten uns dennoch gelassen und getrost; die Polen sollten sich nicht in Schadenfreude an uns weiden dürfen.

Um 9.00 Uhr standen wir marschbereit zum Aufbruch auf der Dorfstraße. Zunächst (ging es) zur 10 km entfernten Kreisstadt Strehlen. Es war ... ein recht warmer Sommertag. Die Sonne brannte heiß vom Himmel hernieder. ... Abschiedsworte wechselten wir mit den Zurückbleibenden, ein fester Händedruck noch - und der Zug der Ausgewiesenen setzte sich in Bewegung. Immer wieder schweiften unsere Blicke über das geliebte Dorf hin, bis es unseren Augen entschwand. "Grüß dich Gott, du teure Heimat! Wir hoffen, dich noch einmal wiederzusehen!" So zog es durch unsere Seelen.

In ... Strehlen wurde das Gepäck so mancher Gemeindemitglieder, deren Namen auf einer besonderen Liste verzeichnet standen, nach wertvollen Sachen von Polen durchsucht, die sich dabei roh und brutal gebärdeten. Gute Bekleidungs- und Wäschestücke wurden auf die Straße geworfen. Meinem alten, kranken Schwiegervater rissen sie den Pelz vom Leibe, den er trotz der Hitze angezogen hatte, um ihn vor dem Diebstahl seitens der Polen zu bewahren. Ich selbst wurde zweimal visitiert (durchsucht). Aus meinem Koffer wurden mir (neben anderen Sachen auch) der kleine Krankenkommunionkelch gestohlen; auch davor machten die Polen nicht halt. Betten, die ich noch für meine beiden Söhne mitgenommen hatte, wurden mir auch entwendet.

Spätnachmittags hatten wir in den bereitgestellten Zug einzusteigen, der uns Ostvertriebene nach Westen fahren sollte. Es waren Stunden großer Unruhe und des Entsetzens, die wir am 17. August 1946 infolge der Ausweisung durchlebten; aber wir wußten uns doch dabei in Gottes Hand ...<<

Vertreibung aus dem Kreis Stuhm im Juni 1947

Erlebnisbericht der Landwirtin Agnes O. aus Feldheim in Westpreußen (x002/840-844):

>>Am 15. Juni erhielt ich ganz unvorbereitet um 8.00 Uhr morgens durch unseren polnischen Bürgermeister ... einen roten Ausweisungsschein. Darin war angegeben, daß ich mich am 16. Juni, früh um 8.00 Uhr, auf dem Kasernenhof in Stuhm zu stellen hatte. Gepäck, etwa 30 Ki-

lo, Lebensmittel für 14 Tage, 500 Zloty und 500 RM könnten mitgenommen werden. Ich lag noch im Bett, da ich mich nach einer doppelseitigen Lungenentzündung, die wir ohne Arzt und Medikamente behandeln mußten, noch elend und schwach fühlte. Meine Schwester riet ab, zu fahren, da ich einen Rückfall erleben könnte. Ich sagte aber, es ist eine Gelegenheit rauszukommen.

Ich packte meine wenigen Habseligkeiten zusammen. Ich war ja nur zu Besuch und hatte nichts mitgenommen. ... Nun bat ich meine Schwester um ein Bett, denn ich wagte nicht, so abzufahren; sie bezogen mir ein Bett und wickelten es so zusammen, daß alles in einem Seesack Platz hatte. Ein Netz mit Lebensmitteln und ein Netz mit Konservendosen, Fett und Kaffee, Milch, Marmelade und Honig, es war gerade ein Paket (meines Bruders) aus Amerika angekommen, das war der eiserne Bestand, sollten wir keine Verpflegung bekommen. Mein Neffe lief nun in dem Dorf herum, um Pferd, Wagen und Geschirr zu borgen. ...

Um 6.00 Uhr früh verabschiedete ich mich. Bei strömendem Regen sah ich leere, ausgestorbene Güter, sah magere Pferde auf den Wiesen, einige schon an Rotz (Infektionskrankheit mit eitrigem Geschwüren der Nasenschleimhaut und Luftwege) verendet. Es waren die von der UNRRA gelieferten Pferde, die sich auf den Sammelplätzen in Gotenhafen angesteckt hatten. ... Ich sah Pestlin, die Kirche und den Friedhof und winkte nur den Gräbern unserer Lieben zu, denn das Unwetter wurde immer heftiger.

Die Wirtschaften rechts und links bis zur Stadt waren recht verwahrlost, viele waren ausgebrannt. Die Vorstadt hatte auch gelitten und der Markt und die Straßen waren kaum wiederzuerkennen. ...

Als wir (den Kasernenhof) ... erreichten, sahen wir schon lange Menschengeschlangen. Der polnische Posten ließ sich die Papiere vorzeigen, und so ging es trotz des Wolkenbruches nur langsam voran. Wir waren samt Gepäck durchnäßt. Da ich hilflos dastand, weil ich nichts tragen konnte, bat ich meinen Neffen, mir das Gepäck bis ins Gebäude zu tragen. (Der Posten) schimpfte, er solle dann auch gleich dableiben und auswandern. Als ich den Posten polnisch ansprach, ließ er sich erbitten, und ließ meinen Neffen durch. Er behielt ihn aber im Auge.

Es waren ... ca. 800 Menschen, die weinten, zitterten und sich irgendwie nach Bekanntschaft oder Orten zusammenschlossen. Ich saß verlassen da. Mein Neffe versprach, mir solange weiterzuhelfen, bis ich im Zug sitzen würde. ... Erst nach 4.00 Uhr wurde auf dem Exerzierplatz angetreten, und es ging in Reihen zum Bahnhof. Ich wartete auf meinen Neffen. Er schlängelte sich durch die Reihen und nahm mein Gepäck und mich an den Arm, und so kamen wir zum Güterzug. Er stand dort, wo die Güter verladen wurden. Große Erdhaufen, vom Kartoffelverladen, lagen vor den Waggons. Im Waggon sahen wir nur Schmutz und Wasser. Es regnete mit Druck weiter. (Das Regenwasser tropfte) von der defekten Decke des Waggons. Wir wußten nicht, wie wir uns schützen sollten.

Ich hatte ein Opernstühlchen mitgenommen, daß mir auf allen Wegen gute Dienste leistete, so brauchte ich nicht zu stehen. Die anderen setzten sich auf ihre Säcke, und nun nahm ich Abschied von meinem Neffen, der von den Milizsoldaten, die den Transport begleiteten, allerdhand häßliche Redensarten einstecken mußte. Nochmals wurden die Papiere geprüft, und dann setzte sich der Zug in Bewegung. Wir standen an der offenen Waggontür, um noch das Letzte von der Heimat zu sehen und sangen mit tränenerstickter Stimme: "Nun ade, du mein lieb' Heimatland ..." Wir kauerten uns dann eng zusammen, um uns zu wärmen. Der Regen rieselte weiter auf unsere Köpfe herab.

In Marienwerder mußten wir alle aussteigen. Die Miliz trieb uns binnen 3 Minuten aus den Waggons. (Es ging aber) nicht schnell genug, denn Familien, die noch aus 5 bis 8 Personen bestanden, hatten ... viel Gepäck. Es wurde geflucht und mit dem Gewehr hantiert, bis alle zusammen auf dem Perron standen. Ich rührte mich nicht und blieb auf meinem Stühlchen sitzen. Die anderen marschierten schon los. Da sah ich noch gebrechliche Männer und Frauen

liegen, die auch warteten, daß man ihnen half. Es kam dann ein Lastwagen, und wir wurden verladen und zur Kaserne gebracht. Dort wurden die Leute in den Zimmern verteilt.

Als wir vorfuhr, wurde der Verschlag des Lastwagens aufgerissen, und wir fielen aufs Pflaster, da wir vorn und eng zusammengedrängt standen und uns nicht halten konnten. Vor mir lagen ein Mann und eine alte Frau mit blutender Stirn. Es kamen schnell ein paar Frauen von unseren Leuten und holten uns in die Kaserne. ... Wir kauerten durchnäßt auf dem Fußboden und wußten nicht, wie lange wir auf die Weiterfahrt warten mußten, packten nicht aus, sondern ruhten auf dem Gepäck aus. Es war eine schreckliche Nacht. Die Miliz kam alle Stunde mit einer Blendlaterne und leuchtete uns ins Gesicht. ...

Am Morgen wurden wir früh rausgetrieben und mußten mit dem Gepäck auf dem Exerzierplatz antreten. Da standen wir fast bis zum Abend in Pfützen und wurden wieder naß und froren.

Unsere Frauen mußten die verschmutzte Kaserne reinigen und wischen, aber nichts war da, weder Besen noch Eimer noch Wischtuch. Unkraut wurde gebündelt und damit gefegt. ...

Jeden Morgen traten wir wieder an, immer mit dem Gepäck, weil wir ja nicht wußten, wann es losgehen würde. Inzwischen schien die Sonne, und alle breiteten nun ihre Betten und Kleider auf dem Hof aus, um sie zu trocknen. Man sah verstockte, schwarze Wäsche, stinkende Kleider ...

Wir wurden nun in Reihen ... auf dem Hof in Marsch gesetzt, mußten mal rechts, mal links marschieren, und der Befehlshaber des Lagers schrie und fluchte, wenn es nicht klappte. Die Menschen schleppten ihre Habe und stöhnten. Stunden vergingen so, und dann wurden wir durch die Unteroffiziersschule geschleust. In 5 Räumen war je eine Kommission. Sie prüften unsere Ausweispapiere, dann unsere Pässe. Dann mußten wir zur Bank. Mehrere Bankbeamte und eine Dame verlangten die polnischen Zlotys, 500 Zloty hatten wir frei, die nahmen sie uns nicht ab. Wir bekamen einen kleinen Zettel als Quittung.

Dann ging es zur Revision des Gepäcks. Dort entstand ein Tumult, denn die Zollbeamten suchten nach Wertgegenständen. Neue Pelze oder Stoffe, Gold- und Wertsachen, auch Anzüge, Wäsche, Betten wurden rausgerissen und in einen Raum ... geworfen. Da türmte sich die Habe, das Letzte, was man retten wollte. ... Es ging weiter zur Untersuchung. Wir wurden wegen des Ungeziefers vollständig bestäubt. Dort zogen sich etliche Frauen erst wieder an, die eine Leibesvisitation hinter sich hatten. Dann ging's weiter, mit einer Nummer versehen, auf den Hof. Wir mußten wieder antreten und wurden in eine andere Kaserne geführt, die wieder verschmutzt war. Wir mußten sie reinigen. ...

Hinter der Kaserne hatte man einen großen Müllhaufen aufgeworfen (Dosen, Papier, Drähte, Kartons usw.). Die Miliz trieb die Arbeitsfähigen nun jeden Tag dorthin, um alles zu sortieren. Dabei explodierte plötzlich eine Granate. Eine Frau und ihr Kind waren sofort tot. ...

Ich saß oben im Raum und sah mir alles vom Fenster aus an, schrieb meine Tagebuchblätter oder gab Nachrichten nach Mirahnen weiter. Meine Briefe wurden durch das eiserne Tor an Passanten gegeben, die noch deutsch sprachen und die Briefe beförderten. Andere Möglichkeiten gab es nicht. Wir durften nicht hinaus, denn die Posten bewachten jeden Ausgang.

Einige Menschen wurden krank. Es kam eine polnische Schwester. ... Da sie absolut kein deutsches Wort sprach, ... holten sie mich als Dolmetscherin. Ich sah nun zu, wie Wunden, offene Beine, Furunkeln und Verletzungen verbunden wurden oder Fieberkranke und erkältete Personen Tabletten bekamen. Die an Krätze erkrankten Menschen wurden in andere Räume verlegt und auch die Verlausten, meist waren es Männer, die nur mit einem Sträflingsanzug und Hemd angezogen waren; sie hatten schon viele Gefängnisse und Lager hinter sich.

Ich erinnere mich an einen ... Regierungssekretär aus Königsberg, der (unentwegt) die Läuse aus dem Anzug schüttelte. Wir liefen fort aus seiner Nähe, er sah verkommen aus, saß wie blöde da, und scheuerte sich ewig. Er hatte mit einem gelähmten Mann, der sich gar nicht be-

wegen konnte, einen Raum für sich und betreute den Alten. Wir reichten ihnen das Essen rein und legten noch Brot von unseren Rationen dazu, weil sie hungerten.

Morgens gab es für 7 Menschen ein Vierpfund-Brot pro Tag und schwarzen dünnen Kaffee, mittags bekamen wir meist Sauerkohl mit Pferdefleisch, abends nur Kaffee oder heißes Wasser; damit brühten sich die Frauen meist ihren eigenen Tee oder Kaffee auf. Viele hatten auch Mehl, Grütze oder Speck und Fleisch. Sie gingen mit einem Kochtopf hinter die Kaserne und kochten sich ein Gericht. Oft bekam ich auch eine Tasse Tee oder Kaffee. ...

Inzwischen sammelte sich in der ersten Kaserne ein neuer Transport von ca. 1.000 Menschen aus Marienwerder und Rehhof. Nun sahen sich viele Bekannte wieder, aber es wurde untersagt, mit ihnen zu sprechen.

Auf dem Abort, einer breiten, tiefen, offenen Grube, über die Bretter gelegt waren, trafen sich Menschen und klagten sich ihr Leid. ... Dann wurde die Anlage so widrig, daß sie nicht mehr benutzt werden durfte. Die Abortanlage wurde eingeebnet und eine andere Stelle angewiesen. Man fürchtete, daß Typhus ausbrechen könnte.

Jeden Tag war Antreten auf dem Hof. Die Namen wurden aufgerufen. Oft blieben wir stundenlang stehen. ... Der Lagerkommandant, ... den ich schon als Anpeitscher, Lügner und Begleiter des russischen Kommandanten von Niklaskirchen kennengelernt hatte, ... quälte uns noch bis zum letzten Tag. Er sagte, wenn die Aufstellung in Reihen nicht schnell genug klappete, auf deutsch: "Ich war 27 Jahre k. u. k. Feldwebel in Galizien, aber so ein doofes Volk habe ich nie gesehen!", fuchtelte mit einem Stock herum und schrie weiter! Wir alle waren kaputt und sehnten uns nach der Abfahrt. ...

Am 25. Juni war Proviantverteilung, 3 Mann erhielten 1 Brot, eine Dose Bohnen, ein Löffel Salz, ein Löffel Kaffeeschrot, 100 g Zucker, ein Beutelchen Schiffszwieback. Dann wurde gepackt und angetreten und in Reihen zum Bahnhof marschiert. ... Ich ging langsam seitlich am Zug entlang und setzte mich ab und zu auf mein Stühlchen. Ich wurde angeschrien, wenn ich klagte: "Ich kann nicht, hab' Kreuzschmerzen." Die Miliz sagte wörtlich: "Du bekommst gleich ein paar mit dem Knüppel ins Kreuz, dann kannst' krepieren, altes Hitlerweib." Erschöpft kam ich am Bahnhof an, und da halfen mir Menschen in den Viehwaggon. Zu essen bekamen wir an dem Tage nichts. Wir tranken Wasser aus der Pumpe. Nun kam ein Zollbeamter und nahm uns die Quittungszettel für die beschlagnahmten 500 Zloty ab. ...

Um Mitternacht setzte sich der Zug endlich in Bewegung, es ging Richtung Graudenz, Thorn, Gnesen, Posen. Dort gab uns das Rote Kreuz um 7.30 Uhr Kaffee. Wir kauften uns ein Weizenbrot für 50 RM und eine Rolle Drops für 100 RM, denn wir hatten ja nur noch deutsches Geld. ... Unterwegs war die Maschine heißgelaufen, sie mußte zur Reparatur. Wir standen auf freiem Feld und hatten Ruhe, stiegen aus den Wagen ins Freie, wuschen uns im Graben, pflückten Sauerampfer und kochten uns eine Suppe. Es gab sonst nichts zu essen. Wir sonnten uns und schliefen, wischten den Waggon, schmückten ihn mit Buchen- und Eichenlaub und hofften, daß es bald weitergehen würde. ...<<

Vertreibungstransport aus dem Kreis Rummelsburg im Januar 1947, Rückkehr und Transport in das Internierungslager Schivelbein im Februar 1947

Erlebnisbericht des R. P. aus Sellin, Kreis Rummelsburg in Ostpommern (x002/846-850):

>>Der Transport von etwa 2.500 Deutschen, die aus dem polnisch besetzten Kreis und der Stadt Rummelsburg über die Oder befördert werden sollten, war für den 4. Januar angesetzt. Die vorgesehenen Teilnehmer hatte man hierzu für 9.00 Uhr vormittags auf den Bahnhof bestellt.

Am 3. Januar wurden plötzlich alle noch für denselben Abend an den Bahnhof beordert und mußten hier auf dem Sammelplatz in ausgebrannten Häusern ohne Türen und Fenster, also gewissermaßen im Freien, bei grimmiger Kälte von 25 Grad die Nacht zubringen.

Dabei wurden während der Dunkelheit von polnischen Banditen zahlreiche Raubüberfälle auf die wehrlosen Deutschen durchgeführt und ihr Gepäck gestohlen, wobei die polnische Miliz, die eigentlich für Ordnung sorgen sollte, wie immer diese Dinge stillschweigend duldete und förderte oder sogar mithalf. Diese Beraubungen während der Nacht waren auch der eigentliche Grund, weshalb die Deutschen einen Tag zu früh an den Sammelplatz bestellt worden waren.

Durch die grausame Kälte waren viele Menschen, besonders alte Leute und kleine Kinder, schon bei Beginn der Bahnreise, die am 4. Januar nachmittags erfolgte, völlig durchgefroren und dem Tode nahe. Auf der 2tägigen Bahnfahrt bis Stettin gab es in den ungeheizten Viehwagen eine ganze Anzahl Erfrorene. Bei der Ankunft in dem großen polnischen Durchgangslager Stettin-Frauendorf mußten die Transportteilnehmer nach den großen Strapazen der bisherigen Reise nochmals einen vollen halben Tag bei grimmiger Kälte - ohne warme Verpflegung - im Freien stehen, bis ihre Einweisung in ... ausgebrannte Häuser ohne Fenster und Türen oder in betonierte Luftschutzkeller erfolgte.

Bis zum Abend des Ankunftstages waren bereits 28 Menschen an reiner Erfrierung gestorben. 3 Tage mußten die Transportteilnehmer in diesen kalten Räumlichkeiten, ohne Verabreichung von Verpflegung, hausen, bis ihre Registrierung und Einweisung in die eigentlichen Gebäude des Flüchtlingslagers erfolgt war.

Die Flüchtlinge lagen im Stettiner Lager ... in völlig überfüllten Räumen, die nur notdürftig heizbar waren, bei dauernder starker Kälte und ganz unzureichender Verpflegung und sehr trüben sanitären Verhältnissen. Es gab dort nur eine einzige Wasserentnahmestelle für 4.000 Menschen, schlechte Latrinenverhältnisse, mangelnde Medikamente usw. Unter diesen traurigen Umständen sind in dem einen Monat bis zum 7. Februar etwa 200 Menschen an den Folgen des Transportes bei grausiger Kälte, der Unterernährung und den sonstigen Lagerkrankheiten gestorben. Diese Zahl beruht auf einer mir persönlich gemachten Angabe des amtlichen Lagersanitäters und kann als glaubwürdig angesehen werden, zumal sie angegeben wurde, um überspannten Lagergerüchten entgegenzutreten.

Inzwischen war durch die britische Militärregierung die Durchführung weiterer Transporte wegen der großen Kälte untersagt worden. Trotzdem wurde durch die Polen am 7. Februar - wieder bei grimmiger Kälte - etwa die Hälfte der Lagerinsassen des Lagers Stettin-Frauendorf, im ganzen etwa 1.700 Personen, zu einem Transport zusammengestellt und etwa 100 km nach Osten in das Flüchtlingsdurchgangslager der mittelpommerschen Stadt Schivelbein gebracht. In der Hauptsache wurden hierzu die Familien mit vielen Kindern und wenigen arbeitsfähigen Personen, alte Leute usw. ausgewählt, hierbei war auch die gesamte Sanitätsstation des Lagers, soweit die Patienten irgendwie transportfähig waren, ferner die gesamten Insassen des Altenheimes der ehemaligen Kückenmühler Provinzial-Heil- und Pflegeanstalten (rund 50 Greise und Greisinnen).

Der Grund weshalb die Rückführung nach Osten erfolgte, ist uns nie gesagt worden. Wir vermuten jedoch, ... daß die Zustände im Lager Stettin-Frauendorf, die vor allem wegen der Überfüllung immer unerträglicher wurden, seitens der englischen Kontrollkommission, die jede Woche einmal das Lager kontrollierte, zu stark beanstandet wurden. Deshalb mußten die ärgsten Steine des Anstoßes verschwinden, und hierfür war es auf einmal nicht zu kalt, obwohl wieder eine grimmige Kältewelle herrschte.

Die Abfahrt erfolgte am 7. Februar, nachmittags, die Ankunft in Schivelbein etwa um Mitternacht. Die Waggons konnten nicht beheizt werden, da wohl kleine eiserne Öfen und Kohlen, aber kein Holz in den Waggons vorhanden war, so daß die Steinkohlen nicht in Glut zu bekommen waren. Dies war beabsichtigt, da die zugeteilten Kohlen seitens der Transportleitung verschoben werden sollten, was durch spätere amtliche Untersuchung, bei der ich als Zeuge vernommen wurde, festgestellt wurde.

Ebenfalls wurden große Teile der mitgegebenen Transportverpflegung verschoben, so erhielten (150 Menschen) in 3 Waggons überhaupt keine Transportverpflegung. Von 60 Zentnern mitgegebenen Heringen (kamen) ... nur ganze 6 Zentner im Lager Schivelbein an, die übrigen 54 Zentner wurden verschoben. Doch dies waren nur die kleinen Blüten am Rande. Was diesen kurzen Transport zu einem wahren "Totentransport" machte, waren viel grausamere Ereignisse. ...

Als wir um Mitternacht auf dem Bahnhof Schivelbein ankamen, herrschten 22 bis 25 Grad Kälte. Die Menschen wurden sofort nach ihrer Ankunft von der Miliz aus den Waggons gejagt, obwohl der Zug nachher bis zum Morgen auf dem Gleis stehen blieb. Es zeigte sich bald, daß seitens der Leitung des Lagers Schivelbein keinerlei Vorkehrungen für den Empfang des Transportes getroffen waren, denn diese war, wie mir der Lagerleiter später persönlich sagte, überhaupt nicht von unserem Eintreffen in dieser Nacht benachrichtigt worden. Die vielen alten und kranken Leute, die nicht allein gehen und ihr umfangreiches Flüchtlingsgepäck die 3 km bis zum Lager schleppen konnten, blieben einfach auf dem Bahnsteig liegen und waren der grausigen Kälte schutzlos ausgesetzt.

Was ich in dieser Nacht an grauenhaftem Elend bei den hiervon betroffenen Kranken, Gelähmten und 70- bis 90jährigen Greisen miterlebt habe, ist nicht zu beschreiben. Viele sind buchstäblich so, wie sie auf die Ladestraße des Güterbahnhofs hingestellt wurden, erfroren.

Ich selbst habe bis zum Morgen zusammen mit den beiden Diakonen des Altersheimes, die als Pfleger mitgekommen waren, zu retten versucht, was in unseren Kräften stand, aber wir standen diesem Massenelend hilflos gegenüber. Von denen, die sich zu Fuß aufgemacht hatten, um das Lager zu erreichen, brachen viele vor Entkräftung und Kälte zusammen, eine willkommene Beute für polnische Diebe und Räuber, die den hilflosen Leuten ihre letzten Habseligkeiten raubten. Immer wieder wurden sie dabei von der begleitenden Miliz mit dem Gummiknüppel weitergetrieben, bis sie schließlich gänzlich zusammenbrachen.

Etwa um 4.00 oder 5.00 Uhr morgens erschien ein einspänniger Wagen aus dem inzwischen alarmierten Lager auf dem Bahnhof, der jedoch nicht die vor Kälte sterbenden, hilflosen Kranken und Greise abtransportierte, sondern nur die von Stettin mitgekommenen Verpflegungsvorräte abfuhr. Erst von 8.00 Uhr morgens ab wurde dann mit dem Abtransport der hilflosen Menschen begonnen, wiederum nur mit diesem einzigen einspännigen Panjewagen. Bis nachmittags um 15.00 Uhr hat es gedauert, bis die letzten Menschen endlich ins Lager gebracht wurden. Auf dem ganzen Weg dorthin lagen alle 50 bis 100 m die Elendshaufen der zusammengebrochenen Menschen mit oder ohne Gepäck, stöhnend oder nur noch schwach wimmernd oder bereits erfroren, eine Straße des Grauens.

Das Ergebnis dieser Nacht waren 26 Tote, die an reiner Erfrierung (amtsärztlich festgestellte Todesursache auf dem Totenschein) starben und ein Massensterben, das in den folgenden Wochen an den Folgekrankheiten der Kältenacht vor sich ging, unterstützt durch die im Lager Schivelbein selbst herrschenden trostlosen Zustände ...

Hier lagen die Flüchtlinge noch enger zusammengepfercht als in Stettin in leicht gebauten Baracken, die undicht und nur schlecht zu beheizen waren, so daß das blanke Eis auf dem Fußboden, auf dem man liegen mußte, stellenweise wochenlang nicht auftaute. Die durchschnittliche Belegung für eine Barackenstube von 4 x 5 m betrug 30 Personen mit ihrem gesamten Flüchtlingsgepäck. Die Räume waren damit so vollgepfercht, daß sich nicht einmal nachts alle Menschen zum Schlafen hinlegen konnten, sondern ein Teil mußte in der Nacht immer auf dem Gepäck sitzend zubringen.

Was dies bedeutet, wenn Männer, Frauen und Kinder, Gesunde und Kranke Tag und Nacht so zusammengepfercht hausen mußten, besonders nachts, wenn die vielen an Ruhrdurchfall Erkrankten 5- bis 6mal austreten mußten und dies wegen der Kälte nicht draußen tun konnten, vermag man sich nicht vorzustellen. Unter diesen Verhältnissen haben die Menschen 2 1/2

Monate leben müssen.

Die tägliche Verpflegung im Lager betrug: Morgens Kaffee und 200 g Brot, mittags einen halben Liter Wassersuppe, abends lediglich einen Becher Kaffee. Ab und zu wurde je nach Person ein halber Eßlöffel Zucker und alle ein bis 2 Wochen einmal ein Hering für 7 Personen verausgabt. Brotaufstrich und Fleisch fehlten gänzlich. Das hierbei jeder Mensch bald verhungern mußte, lag auf der Hand. Wer noch irgend etwas besaß, was er an die Polen im Schwarzhandel verkaufen konnte, mußte hier sein Letztes versetzen, um sich die notwendigen Nahrungsmittel kaufen zu können.

Wer sich nichts nebenbei besorgen konnte, mußte glatt verhungern, wie ich es in vielen Fällen miterlebt habe. Diese Zwangslage der deutschen Flüchtlinge wurde natürlich von den Polen gründlich ausgenutzt, am schamlosesten jedoch von dem polnischen Amtsarzt des Lagers, Dr. Adamski. Dieser veranlaßte die Sperrung der bis dahin in beschränkter Zahl ausgegebenen Ausgangsscheine für die Stadt und ordnete gleichzeitig an, daß nur noch an ihn ... verkauft werden durfte. Daß er bei diesem Zwangsmonopol den Flüchtlingen lächerliche Preise zahlte und Riesengeschäfte machte, war selbstverständlich.

Die sanitären Verhältnisse im Lager spotteten jeder Beschreibung. Wegen des Einfrierens der Leitungen (gab es) nur eine Wasserentnahmestelle für 3.000 Menschen. Als Latrine diente eine einzige genau 4 m lange Sitzstange im Freien, die bei ständig 15 bis 22 Grad Kälte dem Ostwind ausgesetzt war und von Männern, Frauen und Kindern gemeinsam benutzt werden mußte. Erst nach 3 bis 4 Wochen wurde eine behelfsmäßige Latrine fertiggestellt.

Daß unter diesen Umständen im Lager kein Typhus ausgebrochen ist, dürfte wohl nur auf die andauernde strenge Kälte zurückzuführen sein. Um so mehr starben die Leute aber an Erkältungskrankheiten wie Lungenentzündung, Grippe, Bronchitis usw., häufig verbunden mit Herzschwäche infolge Unterernährung. In 3 Fällen wurden Frauen infolge der katastrophalen Verhältnisse im Lager irrsinnig. An Medikamenten mangelte es auch hier stark, so daß der deutsche Lagerarzt und die deutschen Schwestern bei aller aufopfernden Mühe oft genug machtlos dastanden.

Zu den üblen Zuständen im Lager kamen ... noch die andauernden kleinen und großen Schikanen der polnischen Lagerbeamten und besonders der Miliz. Hier war man ja vor einem Besuch durch alliierte Kommissionen sicher und konnte sich daher alles erlauben. Besondere Erbitterung löste z.B. die Vorschrift seitens der Lagerverwaltung aus, daß bei (der) Beerdigung von Verstorbenen immer nur ein Angehöriger mit zum Friedhof gehen durfte. Auf diese Weise konnten Eltern nicht einmal gemeinsam ihr verstorbenes Kind zu Grabe tragen. Alle Bitten der Flüchtlinge und des Lagerpfarrers, doch wenigstens 2 Angehörige mitzulassen, wurden rundweg abgelehnt. Die Hoffnung, Anfang ... März aus diesem Elend erlöst zu werden und abtransportiert zu werden, wie es geheißen hatte, erfüllte sich leider nicht. ...

In der ersten Hälfte des April rührte sich noch nichts. Scheinbar wurde das Ergebnis der Moskauer Konferenz abgewartet (die Konferenz der Außenminister begann am 10. März und ging bis zum 24. April 1947), denn am 20. April gingen die Transporte wieder los. ... Sämtliche Transporte gingen in die russische Zone (nach Mitteldeutschland).<<

Ausweisung aus Königsberg im September 1948

Erlebnisbericht der G. K. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/862-865, x010/193): >>Durch Vermittlung der deutschen Ärztin war ich wieder als Hilfsschwester ins Krankenhaus gekommen. Die Zahl der Deutschen im Krankenhaus war sehr klein geworden. Es waren sicher viele gestorben. Inzwischen hatten aber auch schon manche Transporte stattgefunden.

Wir verzweifelten bald, weil wir nicht an die Reihe kamen. Dieses Warten und diese Ungewißheit zermürbten und zehrten stark an unserer Nervenkraft. Wer den Willen zum Leben verlor, war nach kurzer Zeit rettungslos dem Tode anheimgefallen. Man wurde immer wieder

für den Abtransport registriert. Die Abreise ging nach wie vor meist überraschend vor sich. Das Weihnachtsfest 1947 nahte. Noch lebten wir ... in der Stadt, die unsere Heimat war. Nun war es aber doch ein Leben in der Fremde! Eigenartig, wie diese Wandlung vor sich gegangen war. Alles strebte nach Westen. Hier waren wir tatsächlich nicht mehr zu Hause. Der Kreis der Deutschen wurde auch immer kleiner.

Alle deutschen Ärzte des Krankenhauses waren weg; nur eine deutsche Ärztin war noch bei uns. Wir bildeten im Krankenhaus eine immer engere Gruppe von Deutschen (etwa 200 Personen). Aufgrund der dauernden Nervenanspannung gab es aber auch unliebsame Auseinandersetzungen. ... Der Kontakt zu den Russen war unterschiedlich. Manche versuchten durch Schnaps und Geld die Abreisepapiere schneller zu erhalten. ... So übergaben wir einem russischen Rechtsanwalt einige Bücher, für die er uns die Ausweise für einen bestimmten Transport besorgen wollte. Bücher, in denen Bilder waren, nahmen die Russen überhaupt sehr gern als Tauschobjekt. Als der Tag des angeblichen Abtransportes herankam, ... blieben 7 Deutsche enttäuscht zurück. Wir wurden nicht aufgerufen.

Die Straßenbahn war seit 1947 auf einer durchgehenden Linie in Betrieb genommen worden. Allerdings war es meist lebensgefährlich, damit zu fahren, denn stets war eine beängstigende Fülle darin. Auf Trittbrettern und Puffern saßen die Menschen. Anfangs hatte sie deutsche Bedienung, später wurden Russen eingesetzt. Die Anzahl der Deutschen war auch auf den Straßen geringer geworden. Königsberg bot immer mehr den Anblick einer sterbenden Stadt. Es kam ja auch fast kein wirtschaftliches Leben in Gang. Die wenigen Deutschen, die noch verblieben waren oder verbleiben mußten, vegetierten so dahin. Uns ... erfaßte wegen der ungewissen Zukunft eine große Niedergeschlagenheit. ...

Dann hieß es eines Tages wieder, daß wir nun alle wegkämen und neu registriert würden. Da dies schon oft geschehen war, nahmen wir es gar nicht mehr recht ernst. Viele gingen nicht hin. Ich blieb auch fern. ... Da wir auch nichts hatten, um unsere Ausweise zu erbetteln und einzutauschen, waren wir völlig mutlos. Als auch die deutschen Küchenhelferinnen verschwunden waren, zählten wir nur noch 16 Deutsche im Krankenhaus. ... Wir begleiteten diesen Ausweisungstransport bis zum Bahnhof. Es wurden aber wieder viele zurückgewiesen, so daß wir anschließend wieder 70 Deutsche im Krankenhaus waren.

Die russische Sprache, soweit sie zur Verständigung notwendig war, hatte ich mir inzwischen angeeignet. Ich wurde von verschiedenen Abreisenden bedauert, daß ich nicht auch mitfahren konnte. Aber die Russen wollten mich noch behalten. Ich hatte nämlich mehrfach erlebt, wie die russischen Schwestern wegen schlechter Arbeit beschimpft wurden und ich als Vorbild hingestellt wurde. Solche Vorfälle ließen bei mir Zweifel aufkommen, ob meine Arbeitsbereitschaft die Ausweisung verzögerte oder gar verhinderte.

Wir Zurückgebliebenen mußten am anderen Tag die Möbel von den Zimmern der Abgereisten in das russische Magazin bringen. Die Pässe nahmen sie uns wieder ab, so daß wir mit dunklen Ahnungen einhergingen, ob sie uns nicht doch noch nach ... Osten schaffen würden. ... Eine russische Ärztin wollte, daß ich ihre Wohnung betreuen sollte. Ich mochte aber nicht, weil ich fürchtete, dann überhaupt nicht mehr fortzukommen.

Wir glaubten im Sommer 1948 nicht mehr an die Heimfahrt. Es hieß nur, daß auf dem flachen Land wohl noch Transporte zusammengestellt würden. ... Wir mußten wieder mal eine lange gehegte Hoffnung begraben.

Wir dachten schon mit Grauen an den nächsten Winter. Da kam am 28. September abends der russische Sanitäter mit der Buchhalterin zu mir auf das Zimmer und sagte mir auf russisch, indem mir die Buchhalterin um den Hals fiel, daß wir am nächsten Tag alle nach Deutschland kämen. Die Papiere wären fertig. Als sie dann aber sagten, daß sie gekommen wären, um mein Sofa abzuholen, wurde ich jedoch unsicher.

Aber tatsächlich bekamen wir unsere Pässe zugestellt. Die Russen holten dann bei Nacht mein

Liegesofa ab. Wir schickten noch (einen Boten) zu R., der uns immer die Schuhe repariert hatte und als Sanitäter in einem anderen Krankenhaus arbeitete, daß er uns beim Einpacken helfen sollte. Er sollte vor allem das abholen, was wir hinterließen, damit er (diese Sachen) in Rubel umsetzen konnte. Da wir schon mehrere Transporte bis zum Bahnhof begleitet hatten, besaßen wir etwas Erfahrung. Erstaunt waren wir, daß einige erklärten, nicht mitzufahren. Bei einzelnen wußten wir, daß sie freundschaftlichen Verkehr mit den Russen angefangen hatten; bei anderen vermuteten wir Krankheit als Ursache. 2 Diakonissen blieben bei einer Leprakranken zurück.

Wir kauften noch morgens ein, um die letzten Rubel umzutauschen. Am 29. September fuhr dann ein Pferdegespann vor dem Krankenhaus vor, auf dem wir unsere Sachen laden konnten. ... Zunächst gingen wir zu Fuß. (Dann) nahmen uns Lastwagen auf, die uns zum Bahnhof brachten. Beim Abschied vor dem Krankenhaus winkten mir die Oberschwester und ihre Schwester nach. Ich hatte (anscheinend) doch einen guten Kontakt zu ihnen bekommen. Man fühlte es erst jetzt beim Abschied. Oft war ich ja ihre Dolmetscherin gewesen. Eine Russin weinte, als sie sich von mir verabschiedete.

Beim Verladen auf die Lastkraftwagen hatte ein Russe einer Mutter den Sohn wieder vom Wagen geholt. ... Der gerade ankommende Vorgesetzte ließ den Wagen (jedoch) wieder anhalten. Der Russe mußte den Jungen schließlich wieder hergeben.

So kamen wir zum Ostbahnhof. In der Halle mußten wir uns sammeln. ... Da erschien plötzlich unsere Buchhalterin vom Krankenhaus und übergab uns noch den restlichen Lohn. Ich erhielt nochmals 500 Rubel. Ich kaufte mir dafür am Bahnhof Stoff, Butter und Schokolade. Wir waren etwa 3.000 Menschen, die hier zu einem Transport zusammengestellt wurden. Die meisten kamen aus der Provinz, und hatten kein Geld. Sie waren teilweise nur dürftig gekleidet und mit wenigen Lebensmitteln versehen. Sie waren auf Kolchosen gewesen. ... Sie hatten ... sehr schlechte Ernährung gehabt. Vor allem hatte man ihnen nie Fett gegeben. ... Wir halfen mehreren von ihnen noch mit Geld und Lebensmitteln aus.

Der Zug bestand aus Personen- und Güterwagen. Ich bekam in einem Personenwagen einen Platz am Fenster. Wir mußten unsere Pässe abgeben und erhielten dafür den Durchlaßschein. Ich hatte 2 Holzkoffer, einen Rucksack und ein Federbett bei mir. Soldaten prüften das Gepäck. Man nahm uns aber nichts ab. Manche mußten sich ausziehen, weil man Schmuck vermutete. ... Vor allem durften wir kein Geld mitnehmen. Ein Junge half mir, die Sachen in den Zug zu tragen. Als wir endlich so nach Stunden der Spannung zum Sitzen kamen, merkten wir erst, welche Strapazen wir durchgemacht hatten. Aber wir kamen nicht zur Ruhe, weil uns im Zuge die Flöhe so furchtbar plagten.

In der Nacht ging der Zug bei Mondschein ab. In stand am Fenster und nahm Abschied von Königsberg. Ich war doch sehr wehmütig. ... Treffe ich meine Verwandten wirklich im Westen? Hier hatte ich die Jugendzeit und einige Ehejahre verlebt. Auch die letzten Jahre waren ja ein tiefes Erlebnis für mich. Nun mußte ich Abschied nehmen. ...

Wir waren so manche Stunden gefahren, als wir anhielten. Wir mußten den Zug verlassen und uns draußen aufstellen. In dieser Zeit ging polnisches Militär durch den Zug und durchsuchte ihn. Auf den Wagen und unter den Wagen wurde alles abgesucht. Dann rief uns ein Pole einzeln auf, und wir konnten wieder einsteigen. Hier hatten die Polen alles durcheinander geworfen, aber es fehlte nichts. ... Am Morgen kamen wir nach Bartenstein. Ein Pole, der auf unseren Wunsch hin eine Flasche Wasser holte, fragte uns, warum wir nicht für Polen optieren wollten.

Ab Bartenstein hatten wir deutsche Lokführer und Zugschaffner. Im Zug befanden sich eine Ärztin und 25 Schwestern. So fuhren wir über Stolp, Stettin und Prenzlau. In Pasewalk wurden wir zur Bekämpfung von Läusen mit Pulver bespritzt. Hier gab es auch Kaffee und Suppe für alte Leute und Kinder. Über Stendal und Magdeburg kamen wir nach einer Gesamtfahrzeit

von 6 Tagen am 5. Oktober 1948 in Dessau an. In Dessau wurden wir hin und her rangiert, so daß schon wieder manche meinten, daß es zurückginge. Schließlich hielten wir. Eisenbahner kletterten am Zug entlang und teilten uns mit, daß wir am Ziel wären. Darauf sangen die älteren Leute den Choral: "Nun danket alle Gott ...". Es war 12 Uhr nachts. ... Das Gepäck wurde auf Lastwagen verladen. Wir marschierten dann ... in ein Barackenlager ...<<

Entlassung aus dem Internierungslager Potulice und Vertreibungstransport im Juli 1949

Erlebnisbericht des B. R. aus Pantau, Kreis Tuchel in Westpreußen (x002/871-872): >>Endlich kamen wir der Entlassung näher. Wir wurden zum Transport aufgeschrieben, mußten aber eine Erklärung unterschreiben, daß wir in der russischen Zone unsere Angehörigen haben, dort wohnen und arbeiten werden. Das Gegenteil war der Fall, denn meine Töchter arbeiteten schon seit 1946 in der britischen Zone. Ein alter, gebrechlicher Mann, der erklärte, er wolle in die britische Zone, wurde zurückgestellt. ...

Anders als in den Jahren 1945/46 waren die Polen im Jahre 1949 weniger gern zur Ausweisung der Deutschen bereit, da sie mit ihnen wertvolle Arbeitskräfte verloren. In der Anordnung, daß nur solche Personen entlassen werden dürfen, die in der sowjetischen Zone Deutschlands bleiben wollten, zeigte sich das Bestreben, diese deutschen Arbeitskräfte, wenn schon nicht in Polen, so doch wenigstens in einem der Ostblockstaaten zu behalten. ...

Wir zählten schon die Tage. Schikanen gab es nicht mehr. Nach der Arbeitszeit durften ... (die Lagerinsassen) bis 21.00 Uhr auf dem Freiplatz des Lagers spazierengehen. Wieviele Liebespärchen konnte man dort sehen. Kein Milizionär kümmerte sich darum. O, wie schwer ist hier gelitten worden, und jetzt war das Lager wie ein Erholungsheim. Es fehlte nur noch eine Musikkapelle, die Tanzmusik spielte. ... Es wurde sogar versucht, abends in der Baracke zu singen, was zuvor unmenschlich schwer bestraft wurde. Auch konnten die alten Personen, die in letzter Zeit wegen Überfüllung des Lagers nicht mehr zur Arbeit herangezogen wurden, während des Tages auf ihrer Schlafstelle ruhen. Auch Nachtstörungen kamen nicht mehr vor.

Endlich kam der Tag, wo ich mit meinem Sohn in die Isolierbaracke kam. ... Die Zollbehörde war gekommen und untersuchte unsere wenigen Sachen. So gingen die Vorbereitungen zum Transport weiter. Mit Läusepulver wurden wir von hinten und von vorn, von unten und von oben eingepudert. Wir erhielten sehr notwendige, aber doch minderwertige Kleidungsstücke, und wurden in Waggons eingeteilt. So vergingen die letzten 8 Tage. Arbeiten durften wir nicht mehr.

Zu dem Transport gehörten 1.600 Personen, 1/4 Männer, 1/4 Kinder und 2/4 Frauen. Am letzten Tag wurden wir waggonweise aufgestellt, damit das Durchschleusen durch das Lagertor, das nachts um 12.00 Uhr begann, reibungslos stattfinden konnte. Der Transport war vom ersten bis zum letzten Waggon alphabetisch eingeteilt und wurde am Tor in dieser Reihenfolge aufgerufen. Es klappte gut. Nachdem wir das Lager verlassen hatten, übernahm uns das Rote Kreuz. Nun mußte man aber den Mund halten und keinem erzählen, in welche Zone man wollte, denn es waren einige Spitzel unter uns. Es war schon vorgekommen, daß einige vom Bahnhof ins Lager zurückkamen, weil sie in ihrem Freudentaumel gesagt hatten: "Ich reise doch in die britische Zone!"

Polnische Miliz begleitete uns als "Schutzengel", denn das polnische Zivilvolk könnte uns gemarterte und wehrlose Menschen überfallen. Die dachten aber gar nicht daran. Um 5.00 Uhr morgens kamen wir ... auf dem Bahnhof in Nakel an. Hier wurden wir verladen. Am Sonntag, dem 17. Juli 1949, verließ unser Zug (als 16. Transport) den Bahnhof Nakel.

Es handelte sich um einen der Ausweisungstransporte von Entlassenen aus polnischen Zwangsarbeitslagern, die im Jahre 1949 erfolgte. Die Auflösung der Lager, Entlassung und

Ausweisung der Deutschen begann in Einzelfällen schon in den Jahren 1947/48, erreichte im Jahre 1949 den Höhepunkt und wurde in den Jahren 1950/51 zu Ende geführt.<<

Die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei

Vertreibung aus dem Kreis Trautenau im März 1946

Erlebnisbericht des Pfarrers Hermann S. aus dem Kreis Trautenau im Sudetenland (x005/485-486): >>4. Februar: Wir werden in das Sammellager nach Jungbuch geschafft. Man hat ein großes Fabrikgebäude als Lager eingerichtet. Es kann über 1.500 Menschen aufnehmen. Etwa 300 Menschen sind da, denn knapp vorher war ein Transport nach Bayern abgefahren.

Abends beten wir im großen Festsaal, wo unsere Lagerbetten eng nebeneinander aufgestellt sind, gemeinsam den Rosenkranz. ... Täglich wächst die Zahl der Lagerinsassen. - Hygienisch ist das Massenlager in Jungbuch eine Kulturschande. Die großen Säle werden nur sehr mangelhaft geheizt, die Abortanlagen reichen überhaupt nicht aus. Es wirkt wie ein Wunder, daß nicht mehr Krankheitsfälle vorkommen. Die Verpflegung ist schlecht. ... Die Stimmung unter den Leuten ist gut. Nur eine Hoffnung beseelt alle, möglichst bald fort aus der Sowjet-Tschechei; um wieder ein freier Mensch zu werden. ...

Die Lagerwache ist aufgezogen. Es ist wieder die berüchtigte SNB mit den umgehängten Maschinenpistolen. Nun dürfen keine Besuche mehr ins Lager, nur zum Tor darf man noch kommen. Die letzte Kontrolle vor der Abfahrt beginnt. Am ersten Tag wird den Leuten viel von ihren Habseligkeiten genommen. Abends begeht eine Frau Selbstmord. ...

20. Februar: Wir stehen seit 10 Uhr bereit zur Gepäckkontrolle. Es stürmt und schneit, wir warten stundenlang, bevor wir an die Reihe kommen. Die Sachen sind naß, Mutter weint vor Kälte. Am Nachmittag ist es so weit. Die Untersuchung verläuft sehr schnell. Während wir zur Leibesvisite geführt werden, werden in einem anderen Zimmer unsere Sachen durchwühlt und gewogen. Ich selbst habe bei dieser Durchsuchung nichts eingebüßt, auch meine Mutter kam gut durch. Anderen ist es recht schlimm gegangen, besonders Decken, Wäsche und Kleidungsstücke, Schuhe und Seife waren begehrte Artikel. Nach der Untersuchung kamen wir in einen anderen Saal. Dort war es empfindlich kalt.

1. März: Den ganzen Vormittag fahren Lastschlitten mit unserem Gepäck zum Bahnhof. Der Zug steht bereit; 40 Viehwagen, in jedem ein kleiner eiserner Ofen. In jeden Wagen kommen 30 Leute mit ihrem Gepäck. Es gibt keine Klosettanlage. Wir verstauen unser Gepäck so, daß wir noch zur Not auf den Säcken sitzen können. Es ist eine lange Prozession - 1.200 Menschen -, die unter tschechischer Bewachung am Nachmittag zum Bahnhof geht. Alte Leute sind dabei, die kaum durch den aufgeweichten Schnee kommen, kleine Kinder, die sich an die mit Handgepäck beladene Mutter hängen; es ist ein Bild des Elends. Wo sind die Filmreporter aus Amerika? Hier gäbe es Stoff für einen neuen Tatsachenfilm.

Um 18.10 Uhr fährt der Zug los. Wir singen das Riesengebirgslied: "Blaue Berge, grüne Täler ..." An der Strecke winken uns deutsche Menschen zu ...

Die ganze Nacht fahren wir; oft stehen wir lange, lange auf irgendeinem tschechischen Bahnhof. Eine Kerze gibt im Wagen mattes Licht. Wir versuchen zu schlafen. Am 2. März, in der Frühe, sind wir in Kolin. Deutsche Kriegsgefangene bringen schwarzen Kaffee. Gegen Mittag stehen wir vor Prag. Eine ganz dünne Wassersuppe gilt als Mittagessen. Gegen 15 Uhr fahren wir durch Prag, Richtung Pilsen. Im Wagen ist es ungemütlich. ... In der Nacht kommen wir nach schwerer Fahrt in Taus an, der letzten tschechischen Station. Dort bleiben wir bis 13 Uhr stehen. Dann fährt der Zug endlich ... nach Bayern. Die weißen Armbinden werden wegge-
worfen. Wir sind dem tschechischen Sowjetstaat entronnen. "Großer Gott, wir loben Dich!"

...<<

Vertreibung aus der Stadt Kaaden im April 1946

Erlebnisbericht der Wilhelmine von H. aus der Stadt Kaaden im Sudetenland (x005/700-707):

>>Viele Frauen hatten bereits briefliche Verbindung mit ihren Männern und Söhnen aufnehmen können, die nach dem Kriege nicht mehr in die Heimat zurückgekehrt, auch aus der Gefangenschaft nicht mehr ins Gebiet der ehemaligen CSR entlassen waren, sondern Weisung hatten, in Deutschland zu bleiben. Manche hatten bereits versucht, sich eine neue Existenz aufzubauen und bemühten sich, ihre Angehörigen nachkommen zu lassen. ...

Wir überprüften immer wieder unsere Habe; ein paar Goldmünzen hatten wir längst als Knöpfe überzogen; ein Kasperkopf aus Papiermasse war sorgfältig über einem Geldschein angefertigt; und einen Tag lang habe ich einen Ball aus Wollresten, in welchem etwas Schmuck verborgen war, mit Webstichen versehen. Säcke sachgemäß zu packen, will auch gelernt sein, wir hatten uns schon bei der Landarbeit gegenseitig gute Ratschläge dazu gegeben und geübt. Fertig gepackt durfte nichts herumstehen, das erweckte den Verdacht heimlicher illegaler Fluchtpläne.

Samstag vor Palmsonntag 1946 stand auf einmal ein Polizist in unserer Küche. "In einer halben Stunde, Sie kommen ins Lager", schnarrte er; weiter reichten seine Deutschkenntnisse nicht. Um uns besser beobachten zu können, hängte er seelenruhig die Verbindungstür zwischen unseren beiden Räumen aus und sah interessiert zu, wie wir in fiebriger Eile das Bettzeug einrollten, Kleider und Wäsche ... packten, das wenige Eß- und Küchengeschirr, die Eimer und den Wäschekorb aus den Ecken holten. Die Kinder begannen zu weinen, als auch sie rasch umgezogen und der Rucksack umgehängt worden war, aus dem ihr wenig Spielzeug guckte.

Neugierig kamen allerlei Tschechen, uns zuzusehen; ich entdeckte, daß mir der letzte gute Anzug meines Mannes, den ich noch wenige Tage vorher durchgesehen ... hatte, gestohlen worden war. Sanft drängte endlich der Polizist zum Weggehen. Dann schloß er hinter uns die Tür, half draußen, die Gepäckstücke, meinen Vater und die Kinder auf den eben angekommenen Leiterwagen zu laden. ... Meine Mutter aber ging ... nochmals zum Haupteingang des Hauses. Sie öffnete das Gartentor, ... blickte ... zum Haus empor und sagte langsam: "Wir kommen wieder". Dann schloß sie sorgfältig die Gartentür, senkte den Kopf und wandte sich ab. Wir gingen nun miteinander fort, ich den vollgepackten Kinderwagen schiebend, quer durch die ganze ... Stadt, dem Aussiedlungslager zu.

Alle deutschen Stadtbewohner schienen an diesem Tage das gleiche Ziel zu haben wie wir. Auch vom Lande kamen bepackte Leiterwagen. Wir wollten unterwegs noch Bekannten Lebewohl sagen, doch auch sie waren bereits ins Lager geschickt worden.

Im Lager selbst wurden wir von einer Freundin erwartet, die schon seit Monaten dort untergebracht war und daher Bescheid wußte. Das Bild, das sich uns beim Eintritt in den ersten Raum, eine große leere Baracke bot, erinnerte in etwa an eine Zollkontrolle. Geschickt schleuste uns unsere gute Freundin zu einem der vielen dort beschäftigten Polizisten: er sei der netteste.

Sogleich begann der "Nette" seine Tätigkeit, in dem er ein Bettuch aus einem unserer Säcke zog, ausbreitete und alles auf das Bettuch warf, was ihm bei uns überflüssig dünkte. Dabei ließ er aber mit sich handeln; meine Mutter bat ihn, ihr doch das schwarze Seidenkleid zu lassen, das sie auf meiner Hochzeit getragen hatte: "No, nimm Dir Hochzeitskleid, Mutter!" und warf es ihr lachend zu.

Schwierig wurde es mit den Männersachen. ... Ich hatte einen ... älteren Anzug und Schuhe meines Mannes im Gepäck meines Vaters. ... Vaters einzigen guten Anzug warf der Polizist schon auf die konfiszierten Sachen. Vater bat um einen Tausch mit dem schlechteren Anzug, den er gerade trug. Das wurde ihm bewilligt, und er begann, sich auszukleiden. Da wehrte der Polizist ab, Vater sei doch kein junges Mädchel, da lohne sich das Ausziehen nicht. Der Vater

behielt beide Anzüge. Das Küchengeschirr sah er gar nicht mehr durch, und als er mit gnädiger Handbewegung den Schluß seiner Amtshandlung andeutete, verschwanden wir schnellstens. ...

Nach welchen Gesichtspunkten wir und unsere Schicksalsgenossen einberufen worden waren, konnte ich nie ergründen. ... Auch die Landbevölkerung erschien mir durchaus gemischt, sowohl nach Herkunftsgegenden, als nach Alter und Beruf. Erstaunlich war die ruhige Heiterkeit, die über den meisten lag. Zum Teil mag es die Entspannung gewesen sein, die uns Menschen überkommt, wenn langes Warten auf ein drohendes schweres Schicksal endlich die Erfüllung gefunden hat.

Die Stadtbevölkerung kam meist nicht mehr aus den eigenen Wohnungen, für sie war der Übergang ins Lager einer der vielen "Hinauswürfe", die sie schon hinter sich hatte. Ich weiß von einer alleinstehenden Frau, die 4mal immer wieder zu anderen bis dahin fremden Familien eingewiesen wurde, bis sie auch mit diesen hinausgeworfen wurde. Die Leute aus den Dörfern und Landstädtchen dagegen erlebten zum Großteil mit der Überführung ins Lager den großen Abschied von ihrem Heim, das vielleicht ihre Familie seit Generationen besessen hatte.

Aber wie meine Mutter beim Verlassen ihres Hauses nochmals den Fuß zwischen die Türe gesetzt hatte, hatten auch andere beim Verlassen ihres Heimes symbolhaft ausgedrückt, daß es für sie, trotzdem man sie gewaltsam entfernt hatte, keine eigentliche Loslösung vor ihrer Heimat gab. Der Hausschlüssel, der in manchem Flüchtlingsgepäck sorgsam verwahrt war, stellte dafür wohl den sinnfälligsten Ausdruck dar.

Mit der Einweisung ins Aussiedlungslager war nun zwar die Trennung von Daheim vollzogen, aber es begann ... der Weg in die Freiheit und Sicherheit. ... Die Austreibung, das wußten wir, entsprach zwar einer ungerechten, aber internationalen Abmachung, da wir in diesen Prozeß einbezogen waren, standen wir im Blickfeld völkerrechtlicher Neuordnungen, in denen sicher noch nicht das letzte Wort gesprochen war. Wir fühlten uns nicht mehr verloren, vergessen von der Welt der Zivilisation, preisgegeben der Willkür gehässiger Elemente. "Die Amerikaner verlangen, daß man uns genügend Gepäck mitnehmen läßt!", sagten die einen; "jetzt darf man nicht mehr so grob mit uns sein", sagten die anderen.

Die Behandlung war, soviel ich bemerken konnte, ohne Härten. Das Essen reichte aus. ... Die Kinder erhielten Milch, Die Baracken waren sauber. ...

Obwohl es am Eingang des Lagers scharfe Bewachung gab, ... war am rückwärtigen Ende des Lagers ein Verlassen möglich. ... Dorthin gingen viele, um sich aus einer nahen Wirtschaft Bier zu holen. Die Lagerleitung tolerierte es stillschweigend.

Dann kam der große Appell im Lagerhof. Wir 1.200 Menschen standen militärisch ausgerichtet und erwarteten still die letzten Weisungen, soweit es die zappelnden Kinder zuließen.

Mit unserem Lagerkommandanten traten Offiziere vor uns, und einer verkündete, daß wir nunmehr von der Militärkommission übernommen seien, welche unsere Aussiedlung durchführen werde. Alle sollten sauber und ordentlich gekleidet, mit genügend Gepäck versehen sein. Wer noch eine Beschwerde habe, etwa nicht genügend ausgestattet sei, möge es melden. Ich meinte vor Schreck versinken zu müssen, als - mein Vater vortrat!

Er bat höflich, man möge ihm ein Paar Schuhe geben, da ihm sein zweites Paar bei der Kontrolle abgenommen worden sei. Ich sah im Geiste schon, wie man bei der Nachprüfung dieser Meldung mehrere Herrenschuhe in unserem Gepäck finden ... und uns darauf vom Transport zurückstellten würde. Aber es wurde nur ebenso höflich geantwortet, seine Bitte solle erfüllt werden. Er bekam zwar nicht mehr seine eigenen, aber ein anderes Paar passende, feste Schuhe, ohne daß etwas gefragt oder geprüft worden wäre. - Sonst brachte niemand eine Meldung vor. Man hatte wirklich alle wieder halbwegs ausgestattet, die vorher zu sehr ausgeplündert worden waren. ...

Wir wurden auch einer "persönlichen Kontrolle" unterzogen. Tschechinnen führten die Leibesvisitationen der Frauen durch. Sie strichen jede Person mehr oder wenig ab. Es fiel mir auf, daß besonders die Kinder aufmerksam untersucht wurden und man z.B. die Beine regelmäßig abtastete. Es ging bei dieser Kontrolle jedoch korrekt und ohne Übergriffe zu.

Die letzte Nacht verbrachte ich mit dem Einpacken. ... Gegen halb 4 Uhr legte ich mich noch kurz auf die geschnürten Säcke. Um 4 Uhr war allgemeines Wecken, (dann gab es) Frühstück. Danach mußten noch rasch die letzten Decken gepackt und das Lager gesäubert werden. ... Endlich um 6 Uhr begann die Aufstellung zum Abmarsch.

Voran fuhren Wagen mit dem Gepäck. Die Landbevölkerung hatte zwar meist solide Kisten, doch die Wagen sahen trotzdem ... abenteuerlich aus. Dann folgte der Zug der 1.200 Ausgesiedelten, zum Großteil waren es Frauen und Kinder. Da nur für Kinder bis zu einem Jahr Kinderwagen gestattet waren, hatte ich meinen gut erhaltenen Korbwagen einer Familie geschenkt. ...

Wir kamen wegen der Kinder und meines alten Vaters nur langsam vorwärts. Von der Spitze des Zuges, wohin man uns eingeteilt hatte, gerieten wir bald ans Ende der Kolonne, und ich mußte dem Soldaten immer wieder begreiflich machen, daß Vaters krankes Herz nicht mehr schaffen könnte. Vom Nonnenkloster, das an der Wegbiegung hoch über uns lag, winkten uns Schwestern und alte Frauen zu. Sonst sorgte das Militär überall dafür, daß sich niemand an den Fenstern zeigte. Die Straßen waren menschenleer. ...

Um 8 Uhr kamen wir beim Bahnhof in Kaaden an. ... Am Nachmittag konnten wir endlich unseren Zug besteigen. ... Die Kisten und Säcke wurden so aufgebaut, daß sie als Sitzgelegenheit dienen konnten. Die Schiebetüren mußten auch während der Fahrt etwas geöffnet bleiben, um genügend Luft hereinzulassen.

... Aus jedem Waggon kletterte der Waggonführer heraus, um die Liste seiner Belegschaft vorzuweisen und alle aufzurufen. Es war im Lager schwer gewesen, einen Chef für unseren Waggon zu finden, da es überhaupt wenige Männer gab. Bei uns gab es nur ältere, kränkliche Männer. So war das Amt an einen ebenfalls älteren, aber rüstigen Mann gekommen (von Beruf war er Kohlenschlepper). An der Grenze stellte es sich heraus, daß das Lesen nicht unbedingt seine Sache war; aber sofort fand sich jemand, der erklärte, der Waggonführer habe seine richtige Brille nicht dabei, und für ihn das Ablesen übernahm.

Wir hätten ... keinen besseren Waggonführer finden können als diesen einfachen Mann, der 3 Tage und 2 Nächte hindurch getreulich vor der offenen Schiebetüre saß; wie oft hat er Kinder oder alte Leute festgehalten, die während des Fahrens aus der offenen Türe ihre Notdurft verrichteten; bei jedem Aufenthalt auf der Strecke, wenn alle sich in die frische Luft drängten, behielt er jeden einzelnen im Auge und sorgte dafür, daß seine Schutzbefohlenen alle wieder rechtzeitig einstiegen.

Nach der letzten Station in der CSR fuhren wir erleichtert weiter. ... Jemand rief: "Die Grenze!" Der Ruf ging weiter, Hunderte von weißen Armbinden, die Zeichen unserer Unfreiheit, übersäten (plötzlich) die Böschung des Schienenweges.

Im Sommer 1945 hatte uns der Schweizer Pater unsere bange Frage, ob wir wirklich die Heimat verlassen mußten, bejaht und hinzugesetzt: "Aber wenn Sie über die Grenze kommen, vergessen Sie nicht, Gott sei Dank zu sagen!" Was mir damals unbegreiflich erschien – nach den Erlebnissen dieses einen Jahres kam mir dieses "Gott sei Dank" von selbst über die Lippen. Aber auch die Worte, mit dem meine Mutter unser Haus verlassen hat, nahm ich mit über die Grenze: "Wir kommen wieder." ...<<

Die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn

Vertreibung aus Elek im Komitat Arad im April 1946

Erlebnisbericht des Pfarrers Georg R. aus Elek im Komitat Arad in Ungarn (x008/117-121):

>>Am 9. April 1946 (erhielt ich ein) Telegramm ... von zu Hause: "Wir werden ausgesiedelt, komme bald". ...

Mein damals 75jähriger Vater sagte, er verlasse das Haus nicht lebend - nur tot. Kaum 6 Wochen darauf hatte der ungarische Polizist hinter ihm das Tor abgeschlossen und die Schlüssel an sich genommen. Ich mußte meinen Vater, der seine Tränen nicht verbergen konnte, zum Transportzug begleiten. ... An meiner Mutter Grab versprach ich meinem Vater und der alleinstehenden Schwester, sie in der Not nicht zu verlassen. Zunächst wollte ich zu Hause erforschen, ob es keine Möglichkeit gab, sie aus der Liste der Auszuweisenden streichen zu lassen. Sie hatten sich zwar als Deutsche bekannt, sich aber niemals parteipolitisch betätigt und waren nur ihrer Arbeit nachgegangen.

In dem sonst so gediegenen und arbeitsamen Bauerndorf ging niemand mehr den dringlichen Frühjahrsarbeiten nach. Um das Gemeindehaus (Rathaus) standen große Menschenversammlungen. Polizisten fand man an allen Ecken und Enden. Die Aussiedlungskommission aus Budapest war seit einigen Tagen bei ihrer entsetzlichen Arbeit. Alle deutschen Familien wurden registriert. Jeder mußte sich melden, tat er es nicht, wurde er polizeilich abgeholt. Das Gebiet der Gemeinde konnte man nur noch mit Ausweis verlassen. Bewaffnete Posten umstellten das ganze Dorf. ...

Ich kehrte in meine Wohnung zurück, ich hatte es eilig. Schnell suchte ich mir die Bücher, Wäsche und Kleidungsstücke zusammen, die mir notwendig erschienen. An Kleidung hatte ich kaum noch etwas, denn inzwischen hatten mich desertierte russische Soldaten ausgeraubt, die ja besonders auf Zivilkleider ausgingen. Was ich in beiden Händen tragen konnte, habe ich gerettet, alles andere blieb zurück.

Am Karsamstag, dem 20. April, kam ich in Elek ... an. Etwa 4.000 Personen standen auf den langen Listen im Gemeindehaus, wo eine ganze Wandfläche als "Anschlagtafel" verwendet wurde. Darunter fand ich auch den Namen meines Vaters, meiner Schwester und meinen eigenen Namen. ... Es war uns erlaubt, 100 kg Gepäck pro Person mitzunehmen. Davon waren 20 kg Lebensmittel.

(Wir durften) ... keine Wertgegenstände oder Maschinen (mitnehmen). ... Schon gleich nach Ankunft der Kommission wurde in allen Häusern ein ausführliches Inventar aufgenommen und erklärt, daß unter schwerer Strafe nichts entwendet oder veräußert werden darf. Wir packten, ... was uns notwendig schien und was überhaupt erlaubt war. Da mein jüngster Bruder seit 3 Jahren an der russischen Front als ungarischer Soldat verschollen war, durften wir auch für ihn 100 kg ... Gepäck richten, denn auch er, der Verschollene, wurde ausgewiesen.

Am Mittwochmorgen erschien der Wagen vor dem Hause, um unser Gepäck zum Bahnhof zu fahren. Draußen und beim Bahnhof wurde das Gepäck gewogen oder auch nur abgeschätzt. Die Kontrollen erfolgten manchmal nicht mit gleicher Strenge. Zu je 30 Personen bekamen wir einen Güterwagen. Hier mußten nicht nur das Gepäck, sondern auch die Menschen selber Platz finden.

Bei der Kontrolle kam es zu manchen unschönen Szenen. Mitglieder der Kontrollkommission ... legten sich manches auf die Seite, was ihnen gefiel, Teppiche, Lebensmittel etc. Eine junge Frau klagte mir, man hätte ihr die 2 Gläser eingewecktes Obst, die sie für ihr Kleinkind mitnehmen wollte, abgenommen. Unsere schlauen Bauersfrauen haben aber den jungen Herren und Damen aus Budapest so manches Schnippchen geschlagen.

Man hatte z.B. Kannen mit Milch und Wasser gebracht, die aber fast bis oben mit Fett gefüllt waren. Unter den weiten Röcken sind so manche Meter Wurst und Speckstücke in die Wagons geschmuggelt worden, denn Lebensmittel hatten wir zu Hause bis zuletzt genügend. Auf diese Weise hatten manche Familien bis zu 40-50 kg Fettwaren retten können, was ihnen im ausgehungerten Deutschland in den ersten Monaten sehr zugute kam.

Zu ausgesprochen krassen und unmenschlichen Fällen kam es meines Wissens nicht. Ich habe nicht gehört, daß in den Tagen der Ausweisung jemand geschlagen oder sonst gepeinigt wurde. Es wurde mir gestattet, einen Posten Arzneimittel für unvorhergesehene Fälle mitzunehmen. Übrigens hat auch ein Arzt den Transport begleitet. Ein Waggon wurde als Lazarett eingerichtet, und ein zweiter Waggon für die begleitende Polizei. Die Polizei hat sich durchweg menschlich benommen. Ihr Kommandant sagte mir, ihre Aufgabe sei es, uns gegen die Russen zu schützen, was uns gar nicht unglaublich vorkam.

Gegen Abend fuhr der Transportzug ab. Die Lokomotive konnte uns nur ganz langsam bis zur nächsten Station schleppen. Weinend und winkend verabschiedeten sich die noch zu Hause Gebliebenen. ...

Am Weißen Sonntag, dem 28.4.46, konnte ich mit Genehmigung der begleitenden Polizei auf dem Bahnhof der österreichisch-ungarischen Grenze die heilige Messe zelebrieren und eine Ansprache halten. Zur Bedingung gaben sie mir, daß ich ungarisch sprechen mußte, um mich verstehen zu können. Während der ganzen Fahrt - das muß ich der Gerechtigkeit zuliebe gestehen - sind wir nirgends vom ungarischen Volke angepöbelt, verschrien oder irgendwie schikaniert worden.

Nicht das ungarische Volk hat uns ausgewiesen, sondern die damaligen Machthaber im Auftrage Moskaus, mit Berufung auf den Potsdamer Vertrag. Die Verantwortung für diese unmenschliche, ungerechte Tat an so vielen tausend Unschuldigen liegt meines Erachtens nicht bei dem ungarischen Volke. Wir haben uns mit den ... Madjaren und Rumänen ganz gut verstanden.

Bei unserer Ausweisung sind wir vom ungarischen Volk keineswegs mit Steinen beworfen worden, im Gegenteil, ich selber war verschiedentlich Augenzeuge, daß Menschen, die unseren Transport gesehen haben, sich die Tränen aus den Augen wischten. Der von den ungarischen Staatsbahnen zugeteilte Transportleiter kam an der österreichisch-deutschen Grenze zu mir, gab mir seine Anschrift mit der Bitte, ihm zu berichten, wie es uns in Deutschland gehen würde. Er persönlich hielt unsere Ausweisung für ungerecht und unmenschlich.

In den ersten 7 Tagen mußte sich ein jeder selbst verpflegen, erst auf österreichischem Boden bekamen wir eine warme Suppe aus der ebenfalls im Zug eingerichteten Kantine. Unser Glück war, daß es während der ganzen Zeit nur einmal regnete. Dann mußten wir aber selbst Bleche und dergleichen in den Ruinen sammeln, um das Dach unseres Waggons zu flicken, denn der Regen träufelte nur so von oben herunter. Zu 31 Personen ... konnten wir nur für die Kinder und Alten eine notdürftige Liegegelegenheit bereiten.

Einige junge Männer - es waren nur sehr wenige unter den Vertriebenen - hielten sich während der ganzen Fahrt auf dem Dach des Waggons auf. Wir anderen mußten in der Nacht abwechselnd sitzen und liegen. Die Ursache, daß unser Transport so langsam voran kam, lag daran, daß im russisch besetzten Gebiet unsere Lokomotive immer wieder von den Russen abgehängt wurde. Da mußten wir manchmal den ganzen Tag warten, bis eine andere Lokomotive kam. Ernstere Krankheiten traten unterwegs nicht auf. Eine Frau bekam unterwegs einen Hirnschlag. Sie mußte in das nächste Krankenhaus transportiert werden. Nach Wochen erhielten die Angehörigen ihre Todesnachricht.

In Linz (Österreich) verließen wir endlich die russische Besatzungszone. Schon gleich wehte ein anderer Wind. ... Wir bekamen ein warmes Essen. Von da ging es schnell bis Salzburg. In Piding mußten wir aussteigen und das ganze Gepäck wurde in einen deutschen Zug geladen. Erst jetzt erfuhren wir, daß wir in höchster Lebensgefahr waren. Unsere Waggons hatten keine Luftbremsen, da es in Ungarn keine Luftbremsschläuche mehr gab. Sie wurden einfach gestohlen, weil man angeblich Schuhsohlen daraus machen konnte.

Von Piding bis Hockenheim brauchten wir nicht ganz 24 Stunden. Wir sollten eigentlich nach Mingolsheim kommen, weil aber dort schon alles überfüllt war, wußten wir zuletzt nicht, wo

die Endstation unserer Heimatlosigkeit sein würde. Am 3. Mai hieß es in Hockenheim: "Aussteigen und das Gepäck ausladen".<<